



**ULRIKE
EDSCHMID**
**DIE LETZTE
PATIENTIN**

ROMAN
SUHRKAMP

SV

**ULRIKE
EDSCHMID
DIE LETZTE
PATIENTIN**

Suhrkamp



Erste Auflage 2024

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG,
Berlin, 2023

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagfoto: Archiv der Autorin

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43183-2

www.suhrkamp.de

**DIE LETZTE
PATIENTIN**



Sie ruft ein Taxi, keinen Krankenwagen. Der Fahrer biegt oberhalb des Parc Guell in eine stille Gasse ein, die um Mitternacht zu beiden Seiten verschlossen wird. Noch stehen die Tore offen, und das Auto hält vor einem schmalen Reihenhaus. Sie hat keine Tasche gepackt. Sie geht, als ob sie zurückkehren würde. Eine junge Frau setzt sich zu ihr auf den Rücksitz. Der Fahrer nimmt den Weg über eine Schnellstraße und hält vor einer Klinik im Ensanche, wo ihr Leben in Barcelona vor über dreißig Jahren seinen Anfang nahm. Noch im Sommer hatten ihr die Infusionen Kraft gegeben, den langen Weg zu Fuß nach Hause zu gehen. Jetzt ist Winter, und der Tumor unter dem Schlüsselbein reicht bis an ihr Herz.

Am späten Abend höre ich ihre Ansage auf dem Anrufbeantworter und hinterlasse Nachrichten, die sie nicht mehr erreichen werden. Als ich am Morgen eine unbekannt spanische Telefonnummer wähle, die ich mir in meinem Notizbuch einmal am Rand

einer Seite notiert hatte, meldet sich das Krankenhaus, und ich werde mit dem Zimmer verbunden, in dem sie im Sterben liegt.

Ein Raunen füllt den Raum, gedämpfte Stimmen. Ganz leise die ihre. Kaum mehr ein Flüstern. Von den fünf Sprachen, die sie beherrscht, kehrt sie im Sterben nicht zur Sprache ihrer Kindheit zurück. In den letzten Augenblicken spricht sie Französisch, was ihr, wie sie oft sagte, immer am schwersten gefallen war.

Sie hatte gehofft, noch einmal mitkommen zu können auf die karge Insel im Atlantik wie in den Jahren zuvor. Ein stiller Lebenswille hatte sich ihrer bemächtigt, als sie, im Schatten auf der Terrasse in Bücher über Hirnforschung vertieft, in einem Liegestuhl saß. Sie las, wie sie sonst Romane las. Gebannt und ohne aufzublicken, während alles um sie herum zu versinken schien. Wenn ich jetzt an diese Stunden, Tage und Wochen zurückdenke, will es mir scheinen, dass auch zu dieser Zeit ihre Gedanken einzig um die junge Frau kreisten, die bei ihr blieb bis zum Ende und ihre letzte Patientin war.

2

Zu Beginn des Winters im Jahr 1973, den ich als ungewöhnlich kalt in Erinnerung habe, war sie in Frankfurt in die Wohngemeinschaft gekommen, in der ich damals mit meinem Kind lebte. Von einem Mann verlassen, hatte sie ein Zimmer gesucht. Aus Luxemburg war sie fortgegangen, weil sie das Land, in dem sie geboren wurde, und das Leben und die Ansichten ihrer Eltern nicht ertrug. Wenn sie zu Besuch kamen, brachten sie einen Kuchen mit, der nur für ihre Tochter gedacht war, die sich dafür schämte. Sie verstanden nicht, wie wir lebten und dass wir alles teilten.

Das Einzige, was an ihre Heimat und ihr Elternhaus erinnerte, war die auf und ab schwingende Sprachmelodie und ein luxemburgisches Kochbuch. Wenn sie mit Zigarette, Kaffee und »Le Monde« am Küchentisch saß, umgab sie ein lasziver Lebensüberdruß, wie man ihn aus den Filmen der Nouvelle Vague kennt. Dahinter aber verbarg sich Rastlosigkeit und zugleich eine unverrückbare Standfestigkeit.

Als eines Nachts unsere Wohnung gestürmt wird, steht sie im geblühten Kindernachthemd aus Flanell vor bewaffneten Polizisten, die sie ohne ihre Kontaktlinsen nur als dunkle Schatten wahrnehmen kann. Wie eine Mutter, die sie nie sein würde, stellt sie sich mit ausgebreiteten Armen vor die Tür des Kinderzimmers, in dem mein Sohn schlief, und weigert so entschieden den Zugang, dass die Polizisten schließlich wieder abzogen.

3

Die drei Jahre unseres wechselhaften und doch verlässlichen Zusammenlebens könnten eine der wenigen Zeiten gewesen sein, in denen sie sich angenommen und geborgen fühlte. Mit leichter Hand bringt sie ein Geschichts- und Französischstudium hinter sich und verliebt sich in einen spanischen Anarchisten, der wegen der Herrschaft des General Franco aus seinem Land geflohen war und den sie nur unter seinem Tarnnamen kennt.

Nach dem Tod des Diktators kehrt er Ende des Jahres 1975 in seine Heimat zurück. Sie folgt ihm in der Silvesternacht in ihrem kleinen Renault. Die Augen wie immer knapp über dem Lenkrad, legt sie an die tausend Kilometer bis kurz vor die spanische Grenze in einem Stück zurück. Als der Motor des R4 bei Narbonne stottert und auf einem Rastplatz stehen bleibt, wird sie in einem VW-Bus ohne Autopapiere mitgenommen, der irgendwo gestohlen worden war.

Der Fahrer wartet bis Mitternacht. Dann startet er den Bus mit einem Überbrückungskabel, kurbelt das Fenster runter, und während er den Zöllnern Feliz Navidad wünscht, fährt er unbehelligt über die Grenze. Er nimmt sie mit bis Barcelona. Dort setzt er sie in der Mitte der Stadt in einer Wohnung im Ensanche ab, diesem wie mit einem Lineal geplanten Viertel mit Innenhöfen und Gärten in quadratischen Häuserblocks, deren abgeschrägte Ecken an jeder Kreuzung einen kleinen Platz bilden.

4

Die Liebesbeziehung mit dem spanischen Anarchisten, den sie immer noch bei seinem Tarnnamen nennt, geht in die Brüche, wie alle Lieben, die nach ihm folgen sollten. Er war nach Hause gekommen und sie in die Fremde. Während er teilhat an der Entwicklung Spaniens zu einem demokratischen Land, schlägt sie sich mit Sprachunterricht durch und bleibt heimatlos.

Es ist ein Gefühl, das sie nie verlässt und das sie mit einem ehemaligen Tupamaro zu teilen versucht, einem Guerilla-Kämpfer aus Uruguay, der wegen der Militärherrschaft aus seinem Land geflohen war. Einen Winter lang fährt sie am Wochenende zu ihm in ein kleines weißes Haus am Meer und wärmt ihre stets kalten Hände an einem Holzofen. Im Sommer aber, schreibt sie, tritt zu Tage, dass es außer der Heimatlosigkeit nichts gab, was sie aneinander hätte binden können.

Mit Miguel aus dem Baskenland träumt sie zum ersten Mal den Traum von Vater, Mutter, Kind.

Das Verhältnis zerbricht, weil er bereits zwei Kinder hat und kein drittes möchte. Nach der Abtreibung fällt sie in eine wochenlange Müdigkeit, die ihr wie das Ende ihres Lebens erscheint. Als er sich einer Zwanzigjährigen zuwendet, bäumt sie sich auf gegen das, was sie ihr Schicksal nennt. Aber sie geht nicht fort, weil es nie etwas geholfen habe. Sie habe gewütet wie ein gefangenes Tier, auf das im Käfig wie auch in Freiheit nichts als Qualen warten. Ich frage mich, schreibt sie, wie oft ich diese Ur-Szene meines Lebens, die ich von vorne bis hinten durchschaue, immer wieder von Neuem erleben muss, bevor ich endgültig in der Lage sein werde, mich zu lösen und zu befreien.

5

In einer Tapas-Bar verliebt sie sich in Xavier, der hinter dem Tresen steht, und ihr scheint, dass er ihr all das zu geben imstande wäre, wonach sie sich sehnt. Aber je mehr er sie mit Liebe und Fürsorge umgibt, schreibt sie, desto größer ihre Angst vor der Zweisamkeit. In der Einsamkeit kenne sie sich aus. Zweisamkeit aber sei für sie ein unbekanntes Terrain. Sie sei regelrecht in Panik geraten, als ob sie dort, wo es warm und sicher sei, plötzlich kalte Luft brauche. Als siehe sie dahin, ohne die Leere, die sie füllen könne mit sehnsüchtigem Verlangen. Was sich zwischen ihr und den Männern abspielt, bleibt ein verzweifelter Kampf, den sie gnadenlos unter die Lupe nimmt.

Welche Vorstellung sie sich auch von Liebe gemacht haben mag – auf den endlosen Reisen durch fremde Länder und Kontinente war sie vergeblich auf der Suche danach gewesen. Dank der Briefe hatte ich ihr Leben in einer nahezu vierzig Jahre währenden Freundschaft auch dann noch begleiten können, wenn sie mit dem Flugzeug, Bus und per Anhalter in

ein sich stets erneuerndes Liebesunglück unterwegs gewesen war.

Deutschland hatte sie wegen des spanischen Anarchisten verlassen. Als ihr Barcelona zu eng wird, mit all den gescheiterten Affären, für die sie das Wort Beziehung gebraucht, verdoppelt sie die Stunden Sprachunterricht, von dem sie lebt, um Geld fürs Weggehen anzuhäufen. Um sechs Uhr morgens steht sie auf, fährt noch im Frühnebel in die Gegend des Montseny und bringt dem Führungspersonal einer Autofabrik Französisch bei. An den Nachmittagen unterrichtet sie in einer Chemiefabrik oder im Goethe Institut. An den Abenden sitzt sie allein im Kino in der Spätvorstellung. Als sie ausreichend Geld zusammen hat, packt sie ihre Sachen und macht sich auf den Weg. Wenn schon keine Liebe, sagt sie, dann wenigstens Bewegung. Sie ist dreißig Jahre alt.

6

Ihr erster Brief kommt aus Bisbee, Arizona. »Wenn Du hier wärest«, schreibt sie am 10. Juni 1980, »würdest Du mir raten, so schnell wie möglich zu verschwinden.« Ich weiß nicht, wie sie ausgerechnet in dieser verlassenen Kupferminenstadt an der mexikanischen Grenze gelandet ist. Aber in allen Briefen, die sie im Laufe der Jahre schreiben wird, scheint es, als habe sie Bisbee innerlich nie verlassen.

Ein kleines Holzhaus, einhundertzwanzig Treppenstufen hoch auf einem Felsplateau gelegen. Von der letzten Stufe der Blick zurück in eine Schlucht, durch die sich die Mainstreet zieht. Ein Coffeeshop, eine Tankstelle, eine Bar, ein Mother Earth Supermarkt und die Public Library. Vor dem Küchenfenster die Unendlichkeit der Wüste von Sonora. Ein Mann aus den Südstaaten, der ein Versprechen in sich trägt. Geborgenheit und Sicherheit fürs Leben.

Aber es ist die Art von Geborgenheit und Sicherheit, schreibt sie, die er auch bedürftigen Kindern aus dem Grenzland gibt, die er betreut. Zum ersten Mal

in ihrem Leben sei sie versucht gewesen, sich ihr Dasein an der Seite eines Mannes vorzustellen. Was sie hätte geben wollen, war auch das, wonach sie selber verlangte. Zu viel in der Welt eines Mannes, schreibt sie, der es gewohnt ist, für sich zu sein. Ihre Leidenschaft sprengt sein eigenes Maß, stellt ihn in Frage, überrollt, befremdet und verstört ihn. Er wendet sich ab und verstummt.

Die Wunde der Zurückweisung heilt nicht. Sie fühlt sich für ihr Begehren bestraft. Was als Aufbruch gedacht war, wird zu einer Reise in ihre tiefsten Widersprüche, die sie in allen Momenten klar vor Augen hat. Sie gehöre zu den Menschen, schreibt sie, die erst dann entflammen, wenn nichts mehr zu retten sei. Stets habe sie nur den Rausch des Verliebtseins erlebt. Die Ernüchterung und der Fall danach stürzen sie in eine größere Verlassenheit als es die erlittene Gewalt und Todesgefahr auf ihrer langen Reise vermocht hätten.

7

Bisbee, Arizona wird zum Sinnbild dessen, wonach sie sich sehnt und wovor sie flieht. Als unsichtbare Last markiert es ihre innere Landkarte und bleibt für immer darin eingezeichnet. Am Ende packt sie ihren Rucksack und steigt die einhundertzwanzig Stufen zur Mainstreet hinab. In der Bar, schreibt sie, trinkt sie noch ein Bier mit einem greisen Mexikaner, der ihr von seiner großen Liebe erzählt und davon, dass sich alles im Leben wiederhole. Im Bus über Tijuana nach Mexico City wünscht sie sich, in Glück und Unglück unhistorisch zu sein wie ein Tier, wie sie es einmal bei Nietzsche gelesen hatte.

Sie ist nicht lange in der riesigen Stadt geblieben. Aber es reichte aus, um sie in die gewohnte Einsamkeit zu treiben. Sie fühle, aber sie nehme nichts wahr, außer dem Aufruhr, der in ihr tobe, der Schwermut, die sie niederdrücke, und der Unruhe, die sie durch die Stadt jage. Sie gehe durch die Straßen und sehe nichts. Sie laufe über die schönsten Plätze, vorbei an Gärten, die ihr keines Blickes wert